

## Anastafius Grün.



gleich eine gewisse Klasse kritischer Propheten, oder besser prophetischer Kritiker, Ach und Weh schreit über die Richtung der jetzigen, lyrischen Poesie; wenn diese gestrengen Herren auch mit unumstößlicher Gewissheit den gänzlichen Untergang derselben weissagen und sich mit freudiger Emsigkeit eine wasserdichte Arche zusammenkleistern aus Pedikationen und Festgedichten zu Geburtstagen hoher und höchster Personen, wenn diese braven Männer schon im Geiste die Briektaube heranklattern sehen, statt des Gelblatts ein Hofrathspatent im Schnabel, so mag das glauben, wer's will; ich aber meine, der sonnige Regenbogen der Versöhnung wird sich über uns wölben auch ohne diese Sündfluth, Friede breitend, Heil bringend, Haß und Zwietracht versöhnend.

Auch Anastafius Grün ist oft genug für einen Dichter ausgeschrieen worden, der in dieser verderbten Zeit poetischer Sünde und Schande weidlich das Seinige dazu beitrüge, jene schreckliche Katastrophe zu beschleunigen. — „Anstatt eine neue Welt zu schaffen, wie es der Dichter soll, reproducirt er nur etwas längst Dagewesenes, einformig Begränztes, die Empfindungen seines eigenen, leidenden Innern, und um diese Leere zu verdecken, zieht er Gegenstände und Gedanken in den Kreis der Poesie, welche der Natur derselben fern liegen.“

So ungefähr lautet das Urtheil, mit welchem Grün's Gegner dem reich begabten Dichter bei jeder Gelegenheit gegenüberreten, und es ist in der That sehr zu bedauern, daß diese Herren, anstatt sich in diesen und ähnlichen, allgemeinen Redensarten zu erschöpfen, uns nicht eine mehr detaillierte Definition dessen geben, was sie eigentlich unter lyrischer Poesie verstehen.

Daß die Lyrik sich grade nur in der poetischen Subjectivität des Dichters begründet, und diese subjectiven Empfindungen derselben sich mit den objectiven, von Außen her aufgenommenen Einwirkungen zu einem Ganzen amalgamiren, welches dann als poetische Schöpfung an's Licht tritt, wenn eben die Basis dieser Schöpfung, das Gefühl des Dichters, poetisch zu nennen ist, das ist ein zu allgemein bekannter und seit dem Bestehen deutscher Lyrik feststehender Punkt, als daß es nöthig wäre, etwas darüber zu sagen. — War nun die lyrische Poesie einer früheren Periode daran gewöhnt, Abends in mond-süchtiger Verzückung spazieren zu gehen, und Luna's hellen Silberschein, oder Selenen, die durch trübe Wolken blickt, zu besingen, auch wohl Liebchens Augen mit dem Morgenstern zu vergleichen, so ist doch die Poesie unserer Zeit in einer zu kräftigen Epoche herangewachsen, als daß dieselbe nicht andere, gewichtigere Interessen haben und fühlen sollte.

Anstatt sich in jenen mondbeglänzten Träumereien zu ergehen, ringt unsere heutige Lyrik mit aller Kraft danach, eine Poesie der Menschheit zu werden, aber nicht jener harmlos unglücklichen Subjecte mit Schäferstab und Panspfeife, wie Damon und Consorten, sondern die Poesie der Menschheit mit all' ihren gewaltigen Interessen der Gegenwart und der Zukunft.

Das ist das Streben unserer heutigen Lyrik; daß sie indessen ihr Ziel bereits erreicht hätte, wäre eine thörichte Behauptung. „Was nun die Lyrik als solche anbetrifft“, sagt Ch. Mundi in seiner Literaturgeschichte der neuesten Zeit; „so kann wohl ihrer ursprünglichen Aufgabe nichts mehr entgegen sein, als die, sich zu einem prickelnden Element in der Zeitbewegung zu machen, und diese sogenannte Zeitlyrik oder Oppositionspoesie, wie überreichliche Gunst man auch ihnen, zum Theil unpoeitischen Ergießungen geschenkt, und wie sehr sie auch andertheils die ihr gezollte Anerkennung verdienen mag, wird doch, so lange sie noch mehr Zeitungs- als Volkspoesie bleibt, nur für eine untergeordnete Gattung erklärt werden müssen. Ihre wahre Aufgabe ist, sich aus der bloßen Oppositionspoesie zur wahren Volkspoesie zu erheben.“

Anastasius Grün ist nun gewiß unter allen deutschen Lyrikern dieser Richtung einer von denen, die am Nächsten daran sind, diese Aufgabe zu lösen. — Unter allen Sängern der Oesterreicher war er der Erste, welcher seine Feier zu diesen wehmüthig-kräftigen Liedern stimmte, die an das innerste Mark des Gefühls rütteln, und grade diese unabweisbare Kraft und Gewalt, welche auch von seinen Gegnern anerkannt und gefürchtet wird, hat ihm jene Feinde erweckt. Karl Beck, ein junger talentvoller Dichter, der sich ebenfalls in neuerer Zeit einen nicht unverdienten Ruhm erworben hat und auch den von Grün eingeschlagenen Weg verfolgt, ist häufig viel weniger streng beurtheilt worden, und dennoch tritt er oft mit weit größerer Keckheit auf, als Jener. Aber die Wirkung seiner Poesie läßt auch keinen so nachhaltigen Eindruck zurück, sie ist häufig genug nur auf den rhetorischen Glanz berechnet, während Grün sich tief und fest in unseren Gefühlen heimisch zu machen weiß.

So sehen wir ihn ruhig und ernst auf der einmal sich vorgezeichneten Bahn vorwärts schreiten. — Während die Andern, welche mit ihm das gleiche Ziel verfolgen, oft ungestüm, im jugendlichen Uebermuth, ihrer Phantasie den Zügel schießen lassen, ist er stets ruhig, besonnen, gemäßigt, als sei er sich seines Sieges vollkommen bewußt. — Man hat es indessen in neuerer Zeit sogar gewagt — was sollten Neid und Mißgunst nicht wagen — den Dichter zu verdächtigen, daß sein Eifer für den Dienst der Fahne, zu welcher er geschworen, erkaltet sei; aber auch diese verleumderische Behauptung hat sich ohne allen Grund und als völlig unhaltbar bewiesen. Die Gedichte Grün's sind keine Poesien der Füge, sie sind tief und warm aus dem vollen Busen des Sängers gedrungen; die Gefühle, die aus ihnen sprechen, können nicht angenommen, oder weggeworfen werden, sie sind das bleibende Eigenthum des Dichters. Aber Grün's Dichtungen knüpfen sich auch nicht engherzig an die Grenzen seines Vaterlandes, nein, sie umfassen mit gleicher Liebe alle Nationen, und der Dichter ist Weltbürger im eigentlichen, weitesten Sinne des Wortes. So ruft er dem Kaiser Franz zu:

Herr, gib frei uns die Gefangnen: den Gedanken und das Wort!  
 Zieh, es gleicht der Mensch dem Baume, schlicht und schmucklos grünt er fort;  
 Doch wie schön, wenn der Gedanke d'ran als bunte Blüthe hängt,  
 Und hervor das Wort, das freie, reiß als goldne Frucht sich drängt.

Dann singt er weiter von Oesterreichs Macht und Herrlichkeit, wie es gewaltig und groß dasteht im deutschen Lande; aber er prahlt nicht übermüthig mit den Eroberungen des doppelten Adlers, er weicht vielmehr ein trübes, wehmüthiges Wort der versunkenen Herrlichkeit jener Lande, durch welche das alte Kaiserreich so groß und mächtig geworden.

Auf das Verdeck des Schiffes zusammengedrängt, von allen Himmelsgegenden her, preist ein Jeder der Männer sein Vaterland, nur Einer schweigt düster und gießt endlich das gefüllte Glas in den weiten Ocean aus. Es ist ein Venetianer, der mit schmerzlich bitterem Weh in die Worte ausbricht:

Mein Vaterland, o Heimath,  
 Du bist nur Wasser und Stein!

Ein's glomm der Freiheit Sonne,  
 Da lebt' und sprach der Stein,  
 Und tönte, wie Remmon's Säule  
 In's Morgenroth hinein.

### III

Da wogte glühend das Wasser,  
Mit Purpur gürtend die Welt,  
Und Regenbogen schleudernd  
Hinauf in's Himmelszelt!

Warum bist du erloschen,  
Du schöner Sonnenschein?  
Warum bist du o Heimath  
Jest Wasser nur und Stein?

Diese Tiefe und Wärme des Gefühls, welches nicht, in krankhafter Zerrissenheit zur Verzweiflung getrieben, nach Dold und Pistole greift, sondern vielmehr Trost und Beruhigung in stiller, edler Hoffnung und in seinem Schatze unermesslicher Liebe findet, taucht überall in Grün's Dichtungen hervor. Selbst da, wo sein oft beißender Spott erbarmungslos die Geißel schwingt, sucht er doch wieder das zu versöhnen und mit einander auszugleichen, was er zerrissen.

Mit dieser Tiefe des Gefühls verbindet der Dichter nun auch jene Anmuth der Poesie, jene Vollendung der Form, diese Musik der Rede, die von Vielen eine Coquetterie der Sprache genannt wird, die aber bei Grün nichts weniger als dies, seinen Gedichten einen unendlichen Zauber verleiht.

In seinen „Spaziergängen eines Wiener Poeten“ (Hamburg, 1831) und in den Dichtungen, welche er „Schutt“ betitelt (Leipzig, 1836), tritt unbestreitbar sein hohes Talent am Deutlichsten hervor. Besonders erinnern die ersteren Gedichte an jene glückliche, naive Volksthümlichkeit, in welcher Béranger für Frankreich so Ausgezeichnetes leistete. Hier bespricht er mit kräftiger Freimüthigkeit die Institutionen seines Vaterlandes; weltliche und geistliche Gesetze, die dem kühnen, frei emporstrebenden Gedanken hinderlich sind, Priesterschaft, Censurzwang; er weist auf die Interessen des Volkes hin, auf dessen Berechtigungen; aber will nicht etwa den geheiligten Ehren der Urahnen durch tollern, frechen Uebermuth angetastet sehen, nein, er will nur Versöhnung, eine Welt voll Liebe umfassende Versöhnung:

„Deiner Kaiserstadt nicht ferne liegt ein Schlachtfeld, weit und groß,  
Wo für Dich, für Land und Freiheit Deines Volkes Blut einst floß;  
O bei'm Himmel, wessen Herzen für Dich bluten Du gesehn,  
Dessen Geist wird wahrlich nimmer gegen Dich in Waffen stehn!“

So ruft er dem Kaiser zu, eine kräftige, deutungsreiche Wahrheit, die er noch weiter ausführt, wenn er nachher auf die einzige Fessel hinweist, welche das Volk mit dem Fürsten verbinden soll und kann, auf das Vertrauen. — Eben so schön, wenn auch weniger im Volkston anklingend, aber desto reicher an poetischer Schönheit ist die vierte Dichtung im „Schutt“, die fünf Ostern, zu welcher ihm die orientalische Sage, daß Christus an jedem Ostermorgen auf dem Oelberg erscheine, um die Gegend zu besuchen, wo er als Mensch gewandelt, den Stoff gegeben hat. Der erste Ostermorgen ist der nach der Zerstörung Jerusalems durch die Römer; am zweiten befindet sich das heilige Grab in den Händen der Kreuzfahrer, während sie am dritten wieder vertrieben und nur psalmensingende Mönche als Hüter des Heiligthums zurückgeblieben sind. Aber diese Mönche, die bei'm vierten Besuch des Heilands zwar nicht gewichen sind, leben voll Haß und Zwietracht mit einander, nur durch die Türken selbst in Ordnung gehalten. Da nahen die Heere Frankreichs: aber der Welteneroberer kümmert sich nicht um das Kreuz auf der geweihten Stätte; die Adler Frankreichs haben andere Interessen, und

stolzen Fluges  
Im Siegesglanz ziehn sie vorbei, vorbei!

Der fünfte Ostermorgen schildert die Zukunft, jene glückliche Zeit der Versöhnung. Die Liebe hat mit ihrer Unermesslichkeit diese streitenden Partheien geeint. Weder Halbmond noch Kreuz ist zu sehen, Niemand erinnert sich derselben mehr, und als zufällig das Symbol der Christenheit aufgefunden wird, sagt der Dichter:

„Das Kreuz von Stein, sie stellen's auf im Garten,  
Ein räthselhaft, ehrwürdig Alterthum,  
Dran Rosen rings und Blumen aller Arten  
Empor sich ranken, kletternd um und um.“

IV

So steht das Kreuz inmitten Glanz und Hülle  
Auf Golgatha, glorreich, bedeutungsschwer:  
Verdeckt ist's ganz von seiner Rosen Hülle,  
Längst sieht vor Rosen man das Kreuz nicht mehr."

Eine andere Dichtung im „Schutt“, welche gleichfalls den Prang nach Freiheit auf eine tief ergreifende Weise ausdrückt, ist der Thurm am Strande. Die Phantasie des Dichters hört aus dem halb verfallenen Gemäuer die Klagen des Gefangenen zu sich herüber tönen; es ist ein venetianischer Dichter, welcher wegen eines kecken Wortes hier eingekerkert sitzt; nachher erfahren wir aber, daß dieser Thurm nie zum Gefängniß, sondern als Leuchthurm gedient hat, und nun ruft der Dichter halb froh, halb schmerzlich aus:

So war der Saiz des Friedens und der Liebe  
Mir überschattet von dem Baum der Schmerzen!  
Mich dünkt's wohl gar, des dunklen Stammes Triebe,  
Sie wurzeln nur in meinem eignen Herzen.

Der Raum erlaubt uns nicht, länger bei diesen einzelnen, durchweg gediegenen Dichtungen ausführlicher zu verweilen; wir wenden uns daher noch zu einer anderen, gleichfalls nicht unbedeutenden Arbeit Grün's, und dies ist „der letzte Ritter“, ein Romanzenkranz (Stuttgart, 1830). Der Held dieser Gefänge ist der Kaiser Maximilian; doch fehlt dem Ganzen eigentlich die Einheit, die nur dadurch, daß der Kaiser überall darin vorkommt, locker unterhalten wird. Aber auch in diesen Gedichten spricht sich der kräftige Freiheitsdrang des Dichters gewaltig aus. Er schildert die Schweiz, ungedenk der schimpflichen Niederlagen, welche Oesterreich durch die Eidgenossen erlitten, in ihrer kräftigen Freiheit, und als Maximilian den Bündnern den Krieg erklärt, überträgt er dem Herrn v. Fürstenberg die Anführung seines Heeres, und seines Ahnherrn Leopold eingedenk, der bei Sempach gefallen, ruft er aus:

Wohl könnt' ich kämpfen und sterben, wie Du so kühn und gut,  
Doch will mein Schwert ich färben nie mit der Freiheit Blut.

Als bemerkenswerth fügen wir bei dieser Gelegenheit die Notiz hinzu, das die dritte Auflage dieses Werkes gegenwärtig in den österreichischen Staaten verboten worden ist.

Die Gedichte Grün's (Leipzig 1837 in der Weidmann'schen Buchhandlung 4te Auflage 1843) aus denen wir die auf den folgenden Seiten enthaltenen Proben entnehmen, tragen denselben Charakter, wie die bereits erwähnten Arbeiten. Weniger glücklich gelungen sind einzelne Dichtungen, deren Inhalt die Liebe; während in seinen Balladen sich um so tiefer das echt poetische Gemüth des Sängers ausdrückt. — Man vergleiche z. B. „Der sterbende Comödiant“, „die Sünderin“ und Andere. —

So ist Anastasius Grün. Ueberall kämpfend für Recht und Freiheit, mit warmem vollen Herzen in den Feldruf einstimmend:

„Freiheit ist die große Lösung, deren Klang durchjauchzt die Welt!“

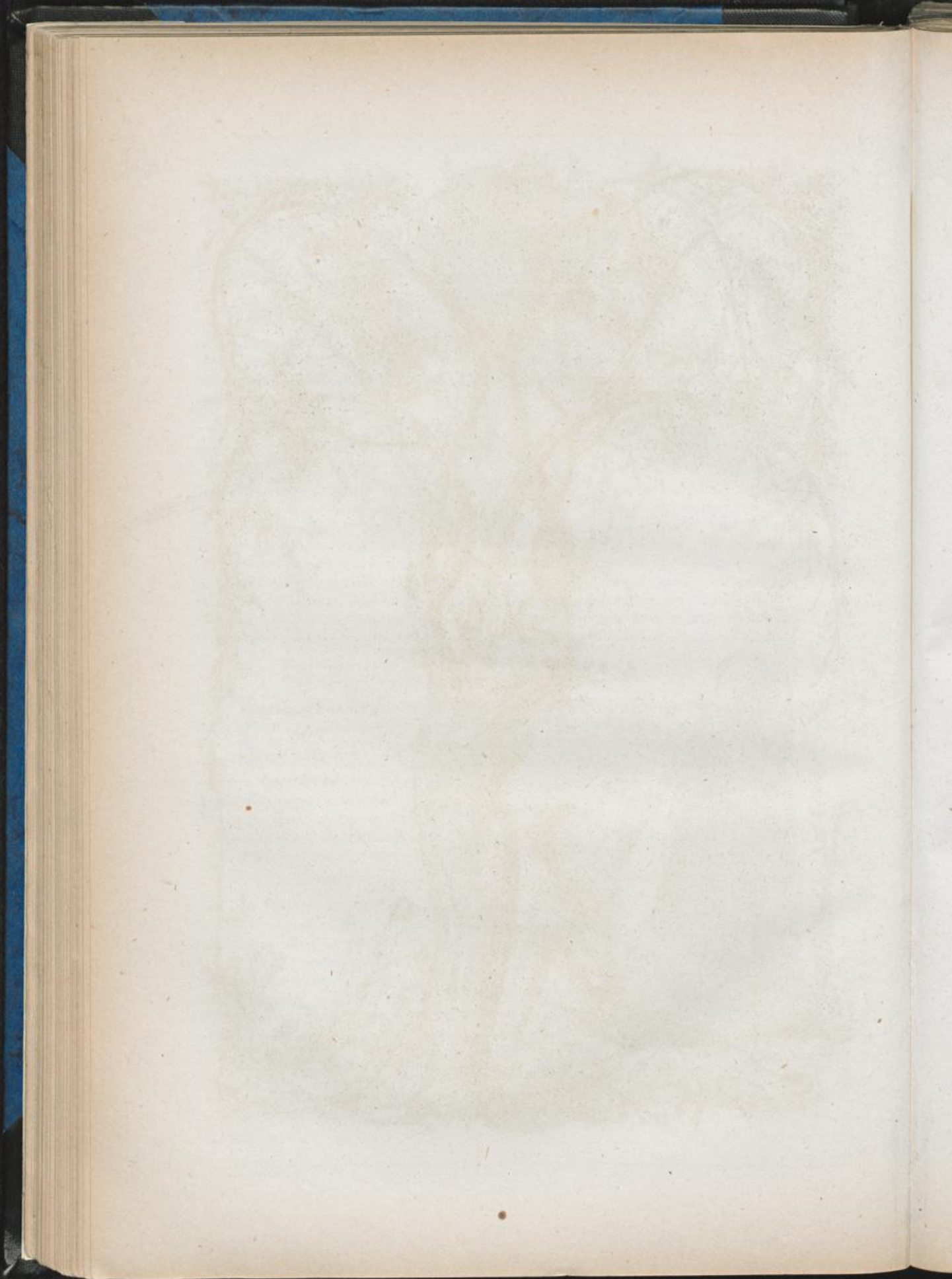
Aber seine Poesie ist nicht die erbarmungslose Waffe, bluttriefend in der Hand des rohen Kriegers, sie ist das leuchtende Schwert des Cherubs, das anvertraute Gut hütend, und in die friedliche Scheide zurückkehrend, wenn die Gefahr vorüber. —

Ueber die Persönlichkeit des Dichters können wir nicht viel sagen. Der Name Anastasius Grün ist nur pseudonym, und mit ziemlicher Gewißheit nennt man als den wahren Namen des Verfassers jener schönen Dichtungen den Grafen Alexander von Auersberg, am 11. April 1806 zu Eburn am Hart in Krain geboren, und abwechselnd auf seinen Gütern, oder in Wien lebend. Mag er aber heißen, wie er will, sein Dichtername wird ewig unvergesslich sein,

So lang' noch wallt auf Erden  
Die Göttin Poesie.



Ha, zu Ihr zu lagern  
wagte  
Sich schon Karzelot  
im Moose!



## Der Weidenbaum.



Ich ein Blühen, Düften, Quellen  
In des Königs Artus Garten!

Früchte aller Zonen schwellen  
Zwischen Blüthen aller Arten.

Nur am Teiche eine Weide  
Steht gebengt in stummer Klage,  
Wie versenkt in tiefem Leide,  
Das sie nicht auch Früchte trage.

Die gelösten Haare fallen  
Nieder ihr, ein grün Versteck,  
Dran die Kön'gin fand Gefallen  
Und auch Lanzelot, der Kecke.

Auf dem Baum sitzt jetzt der König,  
Im Gezweig sich wohl versteckend,  
Sein gesalbtes Haupt ein wenig  
Allzuweit hervor nur streckend.

Fraun, das hat er fein erfonnen!  
Hier will er das Paar belauschen,  
Hier, wie Kund' er des gewonnen,  
Pflügt er Kuß um Kuß zu tauschen.

Sieh, die Kön'gin naht der Stelle!  
Doch sie sieht die Weide vrangen  
In dem Widerschein der Welle,  
Und die seltne Frucht dran hangen.

Ha, zu ihr zu lagern wagte  
Sich schon Lanzelot im Moose!  
Aber schlau zum Ritter sagte  
Laut Ginevra jetzt, die Loose!

„Seht die Weid' im Leiche strahlen,  
 Lenkt das Aug' drauf, doch genaue;  
 Ob euch's nennt der Blätter Zahlen?  
 Ob es Früchte dran erschaue?“

„Oher trägt wohl Frucht die Weide,  
 Oh' zählt ihr der Blätter Masse,  
 Als ich breche Lieb' und Eide,  
 Meinen Herrn und Gatten lasse.“

„Wie die Weid' auf Wellentänzen,  
 Ruht sein Bild in meinem Herzen,  
 Und ich wills mit Liebe kränzen,  
 Wie ihrs schirmt mit Stahl und Erzen!“

Drauf der Ritter: „Ha, wie zeigen  
 Wellenspiegel doch genaue,  
 Daß sogar ich in den Zweigen  
 Hoch ein nistend Vöglein schaue!“

„Oh' wird Mensch dieß Vöglein werden  
 Und in Menschenworten sprechen,  
 Als dem König je auf Erden  
 Pflicht und Tren' ich könnte brechen.“

„So ist unserm Bund die Weihe  
 Für des Königs Heil beschieden;  
 Schützt im Kampf ihn meine Treue,  
 Schmückt ihn eure Lieb' im Frieden.“

Artus nickt als wangenrother  
 Apfel froh aus Zweigeshallen  
 Und fast vor Entzücken droht er  
 Ueberreif vom Baum zu fallen.

Spät im Zwielficht, müden Leibes,  
 Schleicht er stille sich nach Hause:  
 Die Verläumder seines Weibes  
 Sperrt er tief in Thurmesklause.

Und du darfst nun nimmer klagen,  
 Schöne Weide, da du heute  
 Frucht von feltner Art getragen,  
 Dran gar Mancher sich erkante.



## Die Sünderin.

**S**insam liegt ein Häuschen, abgelegen,  
Hart am Meer, das an die Wände braust,  
Daß sie ewig zitternd sich bewegen,  
Wie so manches Herz, das drinnen haust.

Dieses niedre Pfortlein, wills nicht deuten,  
Daß nur Niedres ungehemmt hier zieht,  
Doch der Keinheit Kranz, beim Drübenschreiten,  
Leicht vom Haupt sich abstreift und verblüht?

Denn ein Tempel ist's, der Sünd' erschlossen! —  
Und doch seht, wie glänzt das Frühroth drauf,  
Daß er, wie aus reinem Gold gegossen,  
Ragt als heil'ger Sonnentempel auf!

Horch, des schmalen Fensters Flügel klingen!  
Und es blickt mit welchem Busenstrauß,  
Fahlem Kranz und schlaffen Lockenringen  
Eine Priestrein dieses Doms heraus.

Bläß sind ihrer Wangen kalte Flächen,  
Wie des Richters weißes Pergament,  
Das des Schuldigen geheimst Verbrechen  
Und zugleich sein strenges Urtheil nennt.

Wie so matt die trüben Augen schimmern  
Fast wie Kerzen, über Nacht gebrannt,  
Die nun karglich fahl und müde flimmern,  
Seit der goldgelockte Tag erstand.

Blumen prangen dort in bunten Farben,  
Die begießt sie jetzt, daß fort sie blühn; —  
Wenn im Herzen schon die Blumen starben,  
Läßt man gern sie vor den Fenstern glühn.

Zwischen Rosen, Ampeln, Engelchören  
Steht ein Bild der Himmelskönigin;  
Dort der ewigen Lampe Gluth zu nähren  
Bringt sie Del, wie Vesta's Priesterin!

Neue Blumen geht sie jetzt zu pflücken,  
Zwei Gewinde fügt sie tändelnd draus,  
Sinen Kranz, Mariens Haupt zu schmücken,  
Für sich selbst dann einen Blumenstrauß.

Scheints nicht reinstes Hochgefühl des Weibes,  
 Das so arglos hier mit Kränzen spielt,  
 Weil es selbst den Schooß des eignen Leibes  
 Einen Heiland werth zu tragen fählt?!

Künstlich schminkt sie nun die blassen Wangen,  
 Und doch nenn' ich Schamroth dieses Roth,  
 Denn sie läßt es auf dem Antlitz vrangen  
 Ach aus Scham, daß es so blaß und todt!

Nun das rosge Haupt sie laß und lose  
 In die weißen Hände niederbrengt,  
 Scheints nicht eine müde Purpurrose,  
 Auf zwei Nachbarlilien hingeneigt?

Und so starrt sie schweigend in die Welle,  
 Unter ihr schlägt wild die Brandung an,  
 Aber fern ist Frieden, Tageshelle,  
 Heitre Ruhe, ebne Spiegelbahn.

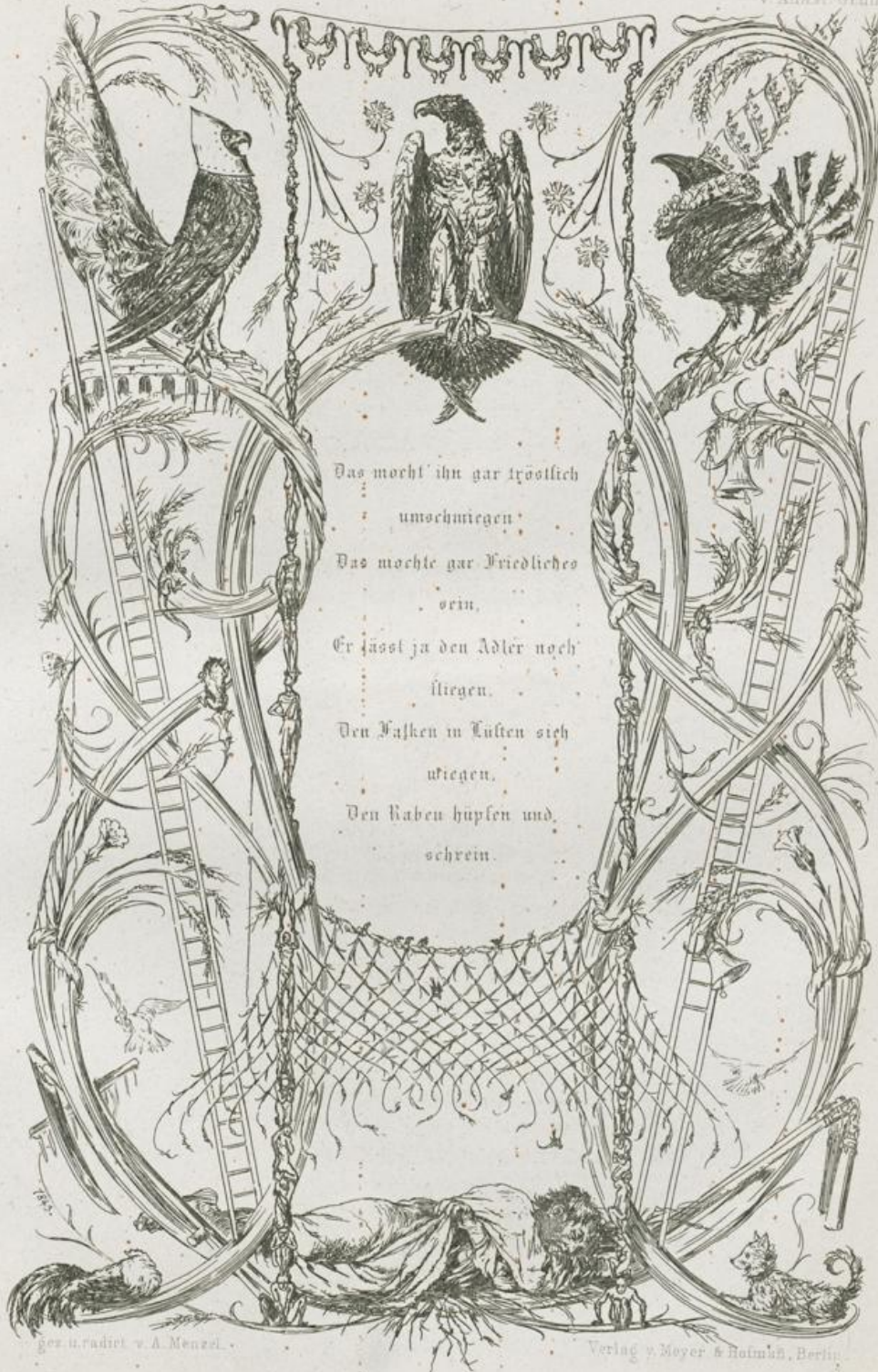
Und so späht sie starr durch Luft und Wogen  
 Nach dem längstverlorenen Morgenstern,  
 Fernhin, wo die weißen Segel zogen,  
 Ihrer Unschuld Bild, so weiß, — so fern!

Weint sie nicht? — Kind wein' ins Meer nur nieder  
 Dieser Perlen Schrein wird doch nie leer,  
 Deine Augen füllen bald sich wieder,  
 Und an Perlen reicher wird das Meer.

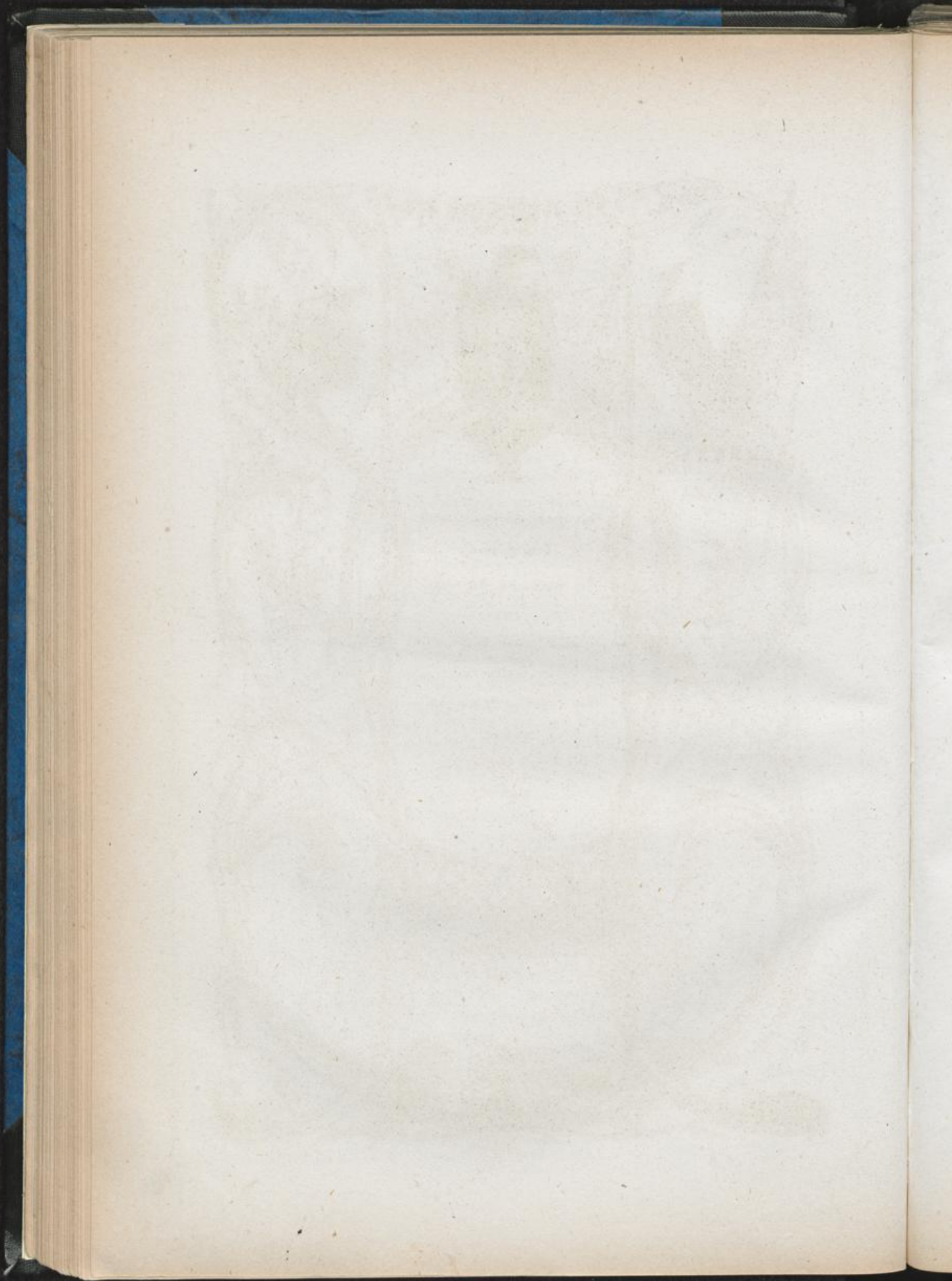
Schimmre fort, du rosge Morgenröthe,  
 O verklär' ihr fort das Angesicht! —  
 Ha, inmitten ihrer Blumenbeete  
 Wie verklärt sie steht, wie rein, wie licht!

Und sie ist nur eine welke Blume  
 Von der Paradiesrose: Weib,  
 Trümmer nur vom schönsten Heiligthume,  
 Ach, ein tiefgefallen, sündig Weib!

Und doch könnt' ich knien hier und beten,  
 Beten, weinen, wie vor Heiligen schier!  
 Eine Rose liegt am Weg zertreten,  
 Und ein ganzer Himmel wohl mit ihr.



Das mocht' ihn gar tröstlich  
 umschmiegen.  
 Das mochte gar Friedliches  
 sein,  
 Er lässt ja den Adler noch  
 fliegen.  
 Den Falken in Kisten sich  
 wiegen.  
 Den Raben hüpfen und  
 schrein.



### Zinsvögel.



in vollen Erntewagen  
Froh wallte der Bauer einher,  
Die Erntekränze, sie lagen  
Auf garbenbeladenen Wagen,  
Die Köflein zogen gar schwer.

Ein Adler flog an den Wagen:  
„Mein Bäuerlein, halt, ich bin's!  
Daß Füchse dein Huhn nicht nagen,  
Verberg ich's in meinem Magen;  
Lad' ab mir den Schußherrnzins!“

Ein Falke flog in den Räumen:  
„Mein Bäuerlein, halt, ich bin's!  
Ich lasse dein Saatfeld keimen,  
Wie Sonn' und Hagel es reimen;  
Lad' ab mir den Bodenzins!“

Gehüpft kam auch ein Rabe:  
„Mein Bäuerlein, halt, ich bin's!  
Daß ich, der einst dich begrabe,  
Zu überleben dich habe,  
Lad' ab mir den Sterbezins!“

Zur Scheuer rollte der Wagen,  
Die Köflein zogen nicht schwer:  
Die Erntekränze nur lagen  
Und soviel Garben am Wagen,  
Daß Einer drauf schlafe, nicht mehr!

Der Bauer betet gen oben:  
„Es soll, hilf Herre des Alls,  
Der Adler mein Blei noch erproben  
Der Falk' in den Schlingen mir toben,  
Umdreh' ich dem Raben den Hals!“

Gut sank er auf's Stroh, ein Müder,  
Und an ein Schnarchen gings;  
Da schwebten vom Himmel hernieder  
Zwei Länblein im Silbergefieder,  
Eins rechts zu ihm, eine links.

Sie fächeln ihm mit den Schwingen  
Den Schweiß vom Stirnentrund,  
Die goldenen Schnäblein klingen.  
Was sie ins Ohr ihm wohl singen?  
Süß lächelt und lispelt sein Mund.

Das mocht' ihn gar tröstlich umschmiegen,  
Das mochte gar Friedliches sein,  
Er läßt ja den Adler noch fliegen,  
Den Falken in Lüften sich wiegen,  
Den Raben hüpfen und schrein.

Dieß Liedlein, in blühenden Hagen  
Sangs Einer vom Falkengeschlecht,  
Hat oft von den Erntewagen  
Sein Futter sich heimgetragen,  
Weiß Gott, es schmeckt ihm nicht recht.

### Der Invalide.

**I**m Gartenplan vor der Schenke  
Sitzt der alte Invalide,  
Erzählt von Schlachten und Siegen  
Und singt manch flammend Lied.

Des Dorfes blühende Jugend  
Umlagert ihn rings im Gras,  
Die roßigen Mädchen füllen  
Gar fleißig ihm das Glas.

Ein Kindlein auf seinem Schooße  
Spielt ihm in Bart und Haar;  
Mit seinem Stock und Säbel  
Steht Wacht ein Knabenpaar.

Des Dorfes Schulmagister,  
Der Kinder grimmer Tyrann,  
Sein alter Spielfamerade,  
Sitzt neben dem Krückenmann.

Jetzt streift der Invalide  
Den einen Ärmel hinauf:  
„Nun will ich euch was erzählen,  
Nun, Kinder, horchet auf!“

Und näher rückt dem Greise  
Aufhorchend der Knaben Schwarm:  
Weh, was für böse Schnörkel  
Trägt eingebrannt dein Arm?

„Ich will die Zeichen euch lösen,  
Schlimm sind die Züge nicht!  
Denn wer sie versteht, dem deuten  
Sie die halbe Weltgeschichte!“

„Am blühenden Strand der Loire  
Wuchs ich zum Jüngling heran,  
Da lächelst wie ein Bräutchen  
Goldselig das Glück mich an.“

„Am blühenden Strand der Loire  
Ward ein herrliches Mädchen mein;  
Da schnitt in den Arm dies Herzlein  
Und unsere Namen ich ein.“

„Da schien zu Paris der König  
Mir gegen mich nur ein Wicht;  
Zwar kannt' ich nur aus den Münzen  
Sein gutes, rundes Gesicht.“

„Ost fragt' ich, warum auf den blanken  
Sein Kopf allein wohl steht?  
Wie hätt' ichs damals errathen,  
Daß ich nun gar ein Prophet!“

„Einst klang's und flammt' es im Thale  
Von Feldruf und Waffenschein,  
Und jubelnde Schaaren brachen  
Halbnackt und wild herein.“

„Sie schlangen blutrothe Mützen  
Auf hohen Lanzen empor,  
Sie jauchzten: Freiheit, Freiheit!  
In vollem rauhen Chor.“

„Der Klang thät mir gefallen,  
Ich trat in ihre Reihn,  
Sie brannten die flammende Mütze  
Als Bundeszeichen mir ein.“

„Einst trat vor unsre Schaaren  
Ein Mann gar ernst und bleich;  
Er frug nicht, ob wir gehorchten?  
Er gebot, wir folgten sogleich!“

„Er hielt einen stolzen Adler  
Zu seiner kräftigen Hand,  
Er rief mit donnernder Stimme:  
Für Ruhm und Vaterland!“

„Sein Ruf thät uns gefallen,  
Wir folgten mit Jubelgeschrei;  
Ost mocht' uns dünken, als ob er  
Wohl selbst der Adler sei.“

„Der Har that gute Flüge,  
Er hielt nur kurze Raft  
Auf Afrika's Pyramiden,  
Auf Moskau's Barenpallaß.“

„Zu Wien auf dem Stephansthurme,  
Auf dem Vatikan zu Rom;  
Am liebsten von Notre Dame  
Sah er auf der Völker Strom.“

„Bei Mörserklang und Feldruf  
Und Siegesflammenschein  
Brannt' auf den Arm den Adler  
Mit glühendem Stahl ich ein.“

„Der Har that gute Flüge,  
Zulezt entschwand er dem Blick,  
Und ach wir sah'n ihn nimmer,  
Und nimmer kam er zurück!“

„Drauf drängten uns fremde Schaaren,  
Sie strömten Hord' auf Hord',  
O, alte Bekannte aus Feldern  
Von Süd und Ost und Nord!“

„Sie riefen: Frieden, Frieden!  
So riefen seit Jahren sie schon.  
Doch wie sie sonst es riefen,  
Klang's einen ganz andern Ton.“

„Rechtmäßigkeit und Frieden!  
So riefen sie alle im Verein,  
Und brannten die Städte uns nieder  
Und stampften die Saaten uns ein.“

„Sie schleuderten Friedenspalmen:  
Mit blutigen Schwertern empor,  
Und krachende Kanonen  
Spien weiße Liljen hervor!

„Solch eine glühende Blume  
Fiel auf den Arm auch mir,  
Und eingebrannt blieb selbher  
Das Zeichen der Lilje hier.

„So trag' ich auf meinem Arme  
Die halbe Weltgeschichte;  
Herz, Müge, Adler und Lilje,  
Die geben mir treuen Bericht!

„Die Müge ist längst zerrissen,  
Der Nar slog ins Sonnenlicht,  
Einst welken auch die Liljen,  
So wie dieß Herz einst bricht.


„Ich setze meinen König  
Zu meinem Erben ein,  
Und dieser Arm mit den Schnürkeln  
Der soll sein Erbstück sein.

„In ein vergüldeTES Kästlein  
Leg' er den Arm sodann,  
Wie jener alte König  
Mit den Liedern Homers gethan.

„Der laß des Tages mindestens  
Ein Verslein, einen Spruch;  
So lese mein König fleißig  
In meinem Historienbuch.

„Nun, Pädagog, was sagt ihr  
Zu meiner Weltgeschichte?“ —  
Der meint: In usum Delphini  
Wär' sie so übel nicht!

### Elfenkönig O'Donoghue.

ie Maiensonn' kommt aus dem See gezogen  
Wie eine Königin aus des Bades Fluth,  
Noch schwimmt der Purpurmantel auf den Wogen,  
Sinds glüh'nde Fluthen, ist es süß'ge Gluth?  
Weißbärtige Diener dort: die alten Berge,  
Sie bringen Goldgeschmeid', der Schönheit Zoll;  
Die jungen Hügel hier: dienstfertige Zwerge,  
Sie sehn, mit Blumen alle Hände voll.

Seht nun, wie's kocht im schäumenden See!  
Ausprüht's, wie stäubende Flocken von Schnee,  
Und wühlt, wie mit Kosschus, sich hervor,  
Und gligert, wie flammende Panzer, empor.

Auf weißem Rosse steigt, im Waffenglanze,  
Ein junger Held aus der gespalt'nen Fluth;  
Ob auch das Schlachtschwert an den Lenden ruht,  
Schlingt doch ums Haupt der Delzweig sich zum Kranze.



Ob Schild und Panzer sich zum Kriegsschmuck eine,  
 Spricht Frieden doch die milde Gluth des Blicks,  
 Und ob er auch der rauhe Kriegsgott scheine,  
 Ist Schutzgeist er des Friedens doch und Glücks.

In kühlen Blüthen, da blüht sein Reich,  
 An Fried' und Segen ist keines ihm gleich  
 Und daß er auch segn' und beglücke die Welt,  
 Erscheint mit dem Lenz alljährlich der Held.

Vor Allen doch will er die Menschen segnen,  
 Die seiner stillen Friedensbahn begegnen;  
 Beglückt wer ihm ins Auge schauen kann!  
 Da zündet Lieb' ihr mildes Licht sich an,  
 Der goldne Friede blickt aus seinen Augen,  
 Und Glend wandelt sich in blühend Glück,  
 Der blasse Tod selbst könnte Leben saugen,  
 Und Siechheit Kraft aus seinem Wunderblick.

Hierher, o Freundschaft, den wellenden Kranz!  
 Rasch sprüh'n die Blumen im Frühlingsglanz,  
 O Wehmuth, hierher dein gebrochenes Herz!  
 Bald schlägt es entfesselt von Sorg' und Schmerz.

Seht seine Schaar in Schneegewändern glänzen,  
 Von Perlen trieft das weiche Lockenhaar,  
 Hier bieten Jungfrau goldne Früchte dar,  
 Dort winken Jünglinge mit Blüthenkränzen.  
 Und über'm Wasser singt's wie junge Quellen,  
 Wenn Rosen singen könnten, wär's ihr Klang;  
 Ist das ein Frühlingspsalm der jungen Wellen?  
 Ist's liebestrunken Elfen Zaubergang?

„Hierher all ihr Menschen und hierher den Blick!  
 Elfenig naht und spendet euch Glück;  
 Die Sonn' ist erglüht, o seht, wie sie blinkt!  
 Das Glück ist erblüht, o seht, wie es winkt!“

Da hüpfet der Gießbach froh in schnellerm Drange,  
 Fromm blickt das Weilchen blauen Aug's empor,  
 Zur Sonne steigt ein junger Lerchenchor,  
 Und Ros' an Rose lehnt die glühnde Wange;  
 In Morgenwolken taucht die Fichte kühn,  
 In Lilienkronen Diamanten blinken,

Wie Freudenfeuer glüh'n der Berge Zinken.  
Und Gräber kleiden sich in Hoffnungsgrün.

Und was sich noch regen und singen kann,  
Laut schwebt's im Liedersturme heran;  
Ach, aber kein Mensch vernahm den Gesang,  
Kein Mensch die weiten Gefild' entlang! —

Schon will mit seiner Schaar hinab der Held  
Ins Reich des Friedens, in die Heimathwelt;  
Noch einmal flammt der Schild, die Panzer glänzen,  
Noch einmal scharrt der Kofse Silberhuf,  
Noch einmal winkt es mit des Segens Kränzen,  
Noch einmal freundlich lockt des Liebes Ruf;  
Sieh da, jezt kann's sein forschend Aug' erspähn:  
Ein Menschenpaar auf blum'gen Ufershöhn!

Im Grünen, da ruht ein liebendes Paar,  
Das blickt sich ins Antlig, so innig und klar,  
Das blickt sich ins funkelnde Aug' hinein  
Und sieht nicht die Welt, sieht sich nur allein.

Der Kranz winkt wieder, ach, sie sehen nicht!  
Gesang ertönt, umsonst, — sie hören nicht!  
Der Held blickt segnend auf die Kluren wieder,  
Jezt aber fährt er in die Kluthen nieder,  
Die lust'ge Elfschaar sinkt tönend ein,  
Und ruhig drüber rauscht der Wogen Rhein.  
Doch, wo versunken sie, an jener Stelle  
Taucht nun ein Blumeneiland aus der Belle.

Die Liebenden ruhn umschlungen, wie vor,  
Nur seliger pochen die Herzen empor,  
Der Himmel ist doppelt goldig und licht;  
Doch wie es so kam? — sie wissen es nicht.

### Aus: „den Spaziergängen eines Wiener Poeten“.

#### Sein Bild.



icht umwozt von Volksmenge ragt ein lustig, farbig Belt;  
Si, was doch die bunte Hülle wohl für einen Schatz enthält?  
Birgt sie nicht die schönste Perle, Muscheln gleich, im schlichten Schrein?  
Hält sie nicht das schönste Antlig, wie ein neid'scher Schleier ein?

Glockenklang, Kanonendonner! — Sieh, die Zelten-Hülle sank,  
Und enthüllt ein riesig Standbild, erzgegossen, hell und blank!  
Wie zur Huld'gung trat die Sonne jetzt auch aus dem Nebelflor!  
Sanzhend, daß die Sterne bebten, schlug des Volkes Ruf empor!

Ruhig auf granitnem Sockel schwebt das Kaiserbild voll Glanz,  
Am die Schläfe keine Krone, nur den selbst errungnen Kranz!  
Hoch zu Ros, das Antlig lächelnd, und empor die rechte Hand  
Sanft erhoben, wie zum Segen, über sein geliebtes Land.

Ja, du bist es, weiser Joseph! — Voll von Kraft, und Mark und Klang,  
So im Bilde von Metalle, wie dein Leben all' entlang!  
Dem getreu und fahn beharrlich, was als edel du erkannt,  
Und an deinem großen Werke bauend fest mit eherner Hand!

Ein Despot bist du gewesen! doch ein solcher wie der Tag,  
Dessen Sonne Macht und Nebel neben sich nicht dulden mag,  
Der zu dunklen Diebeschluchten die verhaßte Leuchte trägt,  
Und mit goldner Hand an's Fenster langer Schläfer rastlos schlägt.

Ein Despot bist du gewesen! doch, fürwahr, ein solcher bloß,  
Wie der Lenz, der Schnee und Kälte treibt zur Flucht erbarmungslos;  
Der den ärgsten Griesgram lustig mit dem hellsten Thau besprengt,  
Und mit seinen Festestränzen selbst den ärmsten Strauch behängt.

Drum mit Recht gab dir der Bildner Brust und Stiern und Hand von Erz!  
Aber küssen, brünstig küssen möcht ich diese Hand von Erz! —  
Doch, ich weiß nicht, ist es Laune, ist es kind'scher Unverstand!  
Aber eine Rose gerne sah' ich in der ehernen Hand!

All' dein Ringen nach dem Lichte, all' dein Thun in erster Zeit,  
Glichs nicht einer Hand von Eisen, die uns eine Rose bent?  
Ein beharrlich ernstes Kämpfen, um ein morgenrothes Land!  
Drum, o legt ihm weich die Rose in die harte, ehrene Hand!

Was er seinem Volk geboten, war's des Frühlings Vöte nicht?  
Drum im Kampf er ausgedauert, stammt es nicht aus Morgenlicht?  
Drauf einst unverrückt sein Auge, war's nicht ros'ger Freiheit Pfand?  
Drum die Rose allzugerne sah' ich in der ehernen Hand!

Ach, es will der Freiheit Rose uns im Garten nicht gedeih'n;  
Ohne Rose doch kannst nimmer, Erzkolos, sein Bild du sein!  
Nur ein Bildniß unsrer Zeiten dünkst du mir zu dieser Frist,  
Dem die ehrene Hand geliebet, doch die Ros' entfallen ist.

## Unsere Zeit.

**A**uf dem grünen Tische prangen Kreuzir und Kerzenlicht,  
Schöff und Rätbe, schwarz gekleidet, sitzen ernst dort zu Gericht,  
Denn sie luden vor die Schranken, unsre Zeit, die Frevlerin,  
Weil sie trüb' und unheilbrohend und von sturmbewegtem Sinn!

Doch es kommt nicht die Geruf'ne, denn die Zeit, sie hat nicht Zeit,  
Kann nicht stille stehn im Saale weltlicher Gerechtigkeit,  
Während sie zwei Stunden harren, ist sie schon zwei Stunden fern;  
Doch sie sendet ihren Anwalt, also sprechend zu dem Herrn:

„Lästert nicht die Zeit die reine! schmäht ihr sie, so schmäht ihr Euch!  
Denn es ist die Zeit dem weißen unbeschrieb'nen Blatte gleich.  
Das Papier ist ohne Makel, doch die Schrift darauf seid Ihr!  
Wenn die Schrift just nicht erbaulich, nun was kann das Blatt dafür?“

Ein Pokal durchsicht'gen Glases, ist die Zeit so hell und rein  
Wollt des süßen Weins ihr schlürfen, gießt nicht eure Hesen drein!  
Und es ist die Zeit ein Wohnhaus, nahm ganz stattlich sonst sich aus;  
Freilich seid ihr eingezogen, scheint es oft ein Narrenhaus.

Seht, es ist die Zeit ein Saatsfeld; — da ihr dies drin ausgesä't  
Si, wie könnt Ihr Euch drob wundern, daß es nicht voll Rosen steht?  
Cäsar s'cht auf solchem Felde Schlachten der Unsterblichkeit,  
Doch auch Memmen zum Entlaufen ist es sattsam, groß und breit.

Die Zeit ist eine stumme Harfe; — prüft ein Stämver ihre Kraft  
Heulen jammernd Hund' und Kater in der ganzen Nachbarschaft! —  
Nun wohl an, so greift begeistert, wie Amphion, fest darein,  
Daß auch Stern und Wald Euch lausche, Leben fahre in den Stein.

